

Eine Säntisbesteigung am Weihnachtsabend

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Innerrhoder Geschichtsfreund**

Band (Jahr): **35 (1992-1993)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-405272>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Säntisbesteigung am Weihnachtsabend

von Heinrich Federer

Vorwort

In seiner «Literarischen Plauderei» hat unser bescheiden gebliebener Landsmann und Pfarrer Karl Steuble (1909–1982) dem Priester, Dichter und Schriftsteller Heinrich Federer (1866–1928) im «Innerrhoder Geschichtsfreund» 1983 (Heft 27, S. 48 ff) eine lesenswerte Würdigung gewidmet und bemerkt, dass nicht nur das Berner Oberland und Obwalden, das untere Toggenburg, das obere Tessin und die Grossstadt Zürich ihre reichen Beiträge in das Werk und Wesen von Heinrich Federer geleistet haben, sondern auch das Appenzellerland landschaftlich und völkisch mächtige Resonanz in seinem Leben gefunden haben. Eine Pfründe hat er zwar im Appenzellerland nicht gefunden, aber Federer hat in den Jahren 1903–1908 und letztes Mal 1922 Kuraufenthalte bei befreundeten Familien in Gais erlebt und dabei auf manchen Wanderungen und Fahrten das Appenzellerland kennen und lieben gelernt. Unbekannt geblieben aber ist seine nachfolgende Säntisbesteigung am Vorabend vor Weihnachten, die er vermutlich im Jahre 1895 als Kaplan von Jonschwil gemacht hat. Auf diese wurden wir erst vor wenigen Jahren aufmerksam gemacht, drucken sie nun nachfolgend ab. Dafür sei unserm Ehrenmitglied Dr. Robert Steuble herzlich gedankt. Die Schilderung aus dem «Vaterland» 1896 lautet wie folgt: (hgr.)

Eine Aussicht in unbegreifliche Ferne und eine Ahnung von Ewigkeit entschädigen drei Freunde für ihre Strapazen.

Jetzt, nachdem der Sport und die Begeisterung – zwei sehr verschiedene Dinge! – wieder Tausende in die rauschenden Bergtäler und auf die windumflatterten Kämme unserer Alpenheimat gelockt haben, jetzt, wo der Tourist sich die Füsse losschnallt und einen warmen Ofen dem schönsten Gletscher vorzieht, jetzt liest es sich vielleicht mit Behagen, wie an der Weihnachtsvigil vorigen Jahres drei Genossen den Scheitel des Säntis erstiegen haben, zur Zeit also (1895), wo vielleicht seit Jahrhunderten der graue Berg keines Sterblichen Fuss auf seinem Nacken verspürte. Ich rechne natürlich die einsamen Höhenklausner – damals war Jakob Bommer Wetterwart – auf der meteorologischen Station ab, die jahrein, jahraus auf dem Gipfel hausen und ihre grundgescheiten Wetterbeobachtungen unsern Tagesblättern zu fürsorglicher Beachtung einverleiben.

Am Abend des 23. Dezember brachen wir von Appenzell auf. Nirgends im Hochtal ein Streifen Schnee. Sonst ist es die Innerrhodische Metropole gewohnt, um diese Zeit den schneeweissen Hermelin dicht um ihr behäbiges Weichbild zu schlagen. Aber jetzt lachen die Hüttlein noch und schauen weit oben am Bannwald über die falben Almen hinunter wie Kinderchen, die der lästigen Winteruniform bis jetzt entronnen und darob gar frohgemut sind.

Von Appenzell geht die Strasse der magern Sitter entlang. Wir schenken dem lieblichen Weissbad einen freundlichen Gruss. Wär es Sommer, wir träten ein und setzten uns unter eine schattige Kastanie und schlürften einen schwarzen, heissen

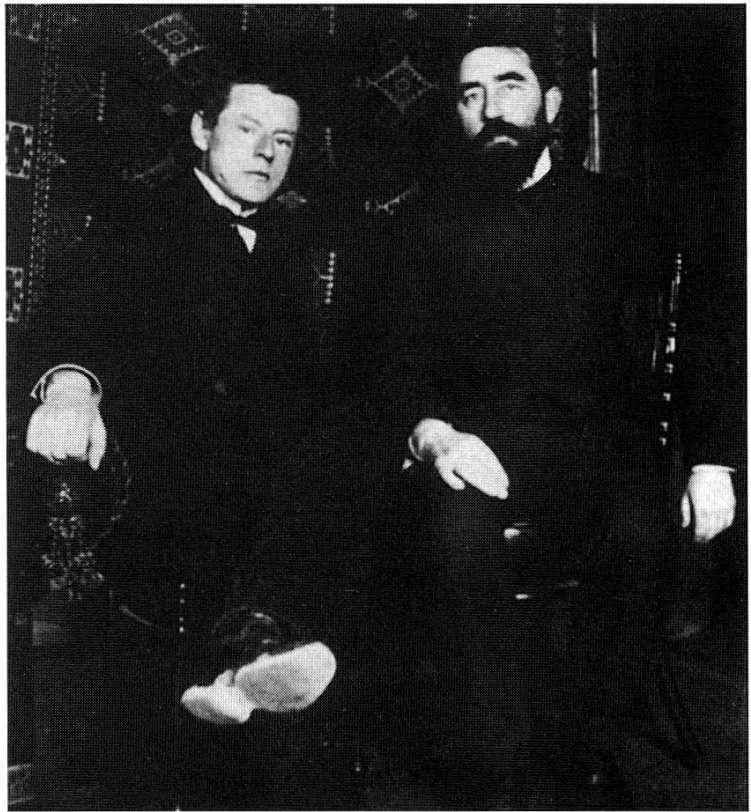
Kaffee, dieses ausgezeichnete Präludium für die folgende Berg-Symphonie. Aber heute marschieren wir ungerührt vorüber und stehen rasch am Bachbrücklein, dem Scheideweg für den Hohen Kasten oder Säntis, wo wir schon zweimal unentschiedenen Mutes gestanden und jedesmal noch dem König Säntis schliesslich den Vorzug gegeben haben. Auch diesmal schwenken wir rechts.

Die Wanderung führt durch die einsame Trift Wasserau, ein ebenes Tal, rechts und links von gewaltigen Ausläufern der Säntiskette ummauert. Ein prächtiges Bächlein gluckst aus zerbrochenen Eisschalen neben uns, ein Wasser, das immer etwas zu plaudern und zu singen hat wie ein lustiger Wandergeselle. Bald wird wohl die Eisenbahn durch diese idyllische Talung pfeifen, uns zum Greuel! Denn man kann sich kaum

etwas Lieberes, Herzerquickenderes denken, als diese stille, stille Flur, die kaum eines Spatzenschnabls Gelärm ein wenig unterbricht.

Wir ergehen uns über das Seltsame des heurigen Winters. Nirgends ein Flecklein Schnee in der Nähe, kein Nebel, kein Gewölke. Warme, weiche Luft weht uns entgegen, und doch ist es Abend, Dezemberabend! Sonst hängt um diese Zeit von der Halde der dicke, weisse Winterpelz der Natur ins Tal herunter, und die Tannen wiegen alle Arme voll Schnee. Jetzt erblickst du kaum rechts und links von der Rossmahd (!), oder wie jener Gipfel heisst, der aus dem Hintergrund jäh gegen die Mulde des Seealpsees vorspringt, schwache Züge von hingestreuten Schneekörnern. Das ist aber eine Höhe von 2 000 Metern.

Endlich steigt der Weg hoch an. Links im Tobel stöhnt der steinumrungene Bach wie ein in ewigen Jammer gebetteter Gefangener. Drüben über den Zacken der Bergwand flimmern Stern um Stern auf, stille, einsame Wintersterne, die aus der kühleren Höhenluft doppelt goldig herunteräugeln auf die alte, ehrwürdige Mutter Erde. Jetzt fängt ein Zugwind an, vom See her zu blasen, wir frieren ein wenig. Links und rechts an den überhängenden Felsen des Aufstiegs, wo zur Sommerzeit überall feine Wasserfäden niedergleissen, versilbern nun die schönsten Eiskerzen das graue Gemäuer. Auf der in einer Felsennische angebrachten Bank untersuchen wir nochmals unsern Bestand an Proviant im Rucksack, gesottene Eier, harten Spalenkäs aus Unterwalden, Kirsch, Zucker, schwarzen Kaffee,



Heinrich Federer und Anton Stockmann. – Foto im Federer-Archiv, Sachseln.

Schnüre, Zündhölzchen, Taschenlaternen; – auch einige Schnitten gedörrtes Fleisch finden sich beim Zwieback und eine Flasche Bernanger von der Rosenberg. Das Fleisch soll beim Wirtshäuschen droben am Seealpsee aufgegessen werden. Nach Mitternacht haben wir Vigilfastag, dem bleiben wir auch auf dieser Bergkraxlerei ohne besondere Schwierigkeiten treu.

Den Mantel umgeworfen, geht es singend und jauchzend weiter, bis plötzlich der Weg über ein schmales Brücklein und dann durch dürres Waldgezweig zur erwähnten Schenke führt. Kaum weiss ich einen hübscheren Rastpunkt im Sommer. Auf der von herrlichem Forst bestandenen Halbinsel steht das einfache, einstöckige Haus, worin eine sehr energische, lustige Frau Wirtin das Zepter führt. Unvergesslich sitzt es sich da vor der Kneipe, unter den Wipfeln der Buchen und Tannen, die sich Sommermärchen im Traume zuflüstern – drei, vier gute Freunde um den kleinen Tisch geschart, eine Flasche echten Veltliners schlürfend und dazu einen warmen Schüblig verzehrend, heiliges Nationalgewächs der St.Galler Metzgerzunft. Den Hemdkragen löst man auf und reisst die Weste aus den Knöpfen und fühlt eine seltsame Urfreiheit durch alle Adern und Nerven rieseln, die Freiheit des Hirtenbuben auf der Alp. Oben gluten die Nachtaugen des Himmels und schüttet die Luft ihre warmen Wellen über unsere Stirnen; der dunkle, vom Sternenschein da und dort aufleuchtende Alpensee blitzt zwischen den Stämmen durch, indessen der Schiffsknabe hingehet und den Kahn zur nächsten Seefahrt bereit macht. Jetzt freilich sieht es anders aus! Fenster und Türen sind streng verschlossen, kein Nachenführer an Bord, und die Wirtin und ihre klirrenden Flaschen schlafen drunten in Appenzell. Aber Tischlein und Gestühl stehen notdürftig da, und wir halten gemütliches Nachtmahl. Wie das hier oben schmeckt! Unser Gefährte Hans findet, trotz des ziemlichen Dunkels, die dicksten Schnitten, und Freund Knirps füllt den Becher mit besserem Anstand als selbst der weiland so geschickte Mundschenk Pharaos. Hoch an der Felswand rechter Hand glaube ich etwas Weisses zu erblicken. Es mag der Äscher sein, das fröhliche Wirtshaus beim Wildkirchli, wo Ekkehard von bösem Herzleiden genas. Das Kirchlein selber liegt schon hinter der Felsecke und ist von hier nicht ersichtlich. Es mochte 10 Uhr sein, als wir aufbrachen. Da der Schnee anscheinend überfroren war, durften wir nicht an eine Überfahrt denken. Vielleicht hinübermarschieren? Hätten wir uns nur in Appenzell nach der Gefährlichkeit dieses Wagnisses erkundigt! Es hatte einen dämonischen Reiz, als wir vom Ufer aus die ersten Eisplanken auf ihre Stärke prüften, gleich hinauszuglitschen in die weite Eisfläche hinaus. Der Teufel der Verwegenheit packte mich an der Zehe. Aber das sonderbare Gurgeln von Ferne und die Sage von der nicht messbaren Tiefe des unheimlichen Alpenwassers dahier ernüchterten mich. So machten wir den Umweg und umwanderten den See zu zwei Dritteln, bis der steile Zickzackweg, Katzensteig genannt, uns an scheinbar unersteiglichen Bergwänden geradewegs vom See empor auf die obern Alpen führte. Der Seealpsee, sonst eine tiefgrüne Gebirgsflut von bestrickender Schwermut und melancholischem Zauber, sah jetzt vereist und glanzlos, wie ein vom Tode gebrochenes Menschaugenauge, zu uns aus immer schreckhafterer Tiefe empor. Während wir mühselig den gefrorenen und darum

recht schlüpfrigen Pfad emporkletterten und uns möglichst an die Innenseite halten, umgibt uns eine nie empfundene Totenstille. Den Sommer hörten wir nachts die Murmeltiere ihren schrillen Pfiff tun, Insekten zirpten im Gras, aus den Tiefen klirrte der eisenbeschlagene Bergstock eines Nachzüglers, und zu Häupten von den fast überhängenden obern Alpweiden klang die Schelle einer nächtlich grasenden Kuh. Jetzt aber herrscht solche Schweigsamkeit, dass man beinahe die Sterne durch den dunkelblauen Horizont rudern und ihre Lichter flackern hört.

Endlich ist die Meglisalp erreicht, eine rasenweiche Bergterrasse, aus der rücklings die Schultern und Häupter des Altmann und Säntis hervorwachsen. Es geht durch knisterndes Gras und rauhe Reifkörnchen an dem Wirtshäuschen vorbei, das hier, halb Pinte, halb Hotel, halb Kuhstall, den letzten Ausschank bietet, ehe man in die unwirtlichen Regionen der Felsen und Schneetrichter hinaufklettert. Natürlich ist es leer und verrammelt.

Bald treten wir aus allem Leben heraus in eine tote Steinwüste. Zwischen Altmann und Säntis zieht sich nach Breite und Tiefe eine mehrstündige Bergfalte in die Höhe, übersät mit haushohem Felsgeröll, kreuz und quer ineinandergeschobenen Trümmern, massigen Steinblöcken und tiefen Schneelöchern. Stellenweise liegt hier Schnee, fest und glatt ans Gestein gekittet, stellenweise liegt der Boden bloss und erkennt man die roten Kreuzchen, welche den nachts nicht sehr deutlichen Weg bei einigem Sternenschein zur Not kennzeichnen. Dann und wann müssen wir über einen aufgerollten und festgefrorenen Schneehaufen stampfen. Öfter kommen wir aus dem Wege und sehen uns alsdann allenthalben genötigt, schwarzen, tiefen Steingraben auf zeitraubendem Umweg auszuweichen. Weiter oben münden wir wieder richtig ein, aber Hans hat inzwischen auf dem Irrweg seinen Nasenklemmer verloren, und es ist unmöglich, ihn unter den obwaltenden Umständen wieder zu finden. Schade, denn sein kurzes Gesicht wird nun buchstäblich beim gemeinsamen Genuss der Aussicht auf dem Gipfel zu kurz kommen.

Mitunter verwandelte sich der steinige Weg in grobe Felstreppen. Nichts wird auf die Dauer beschwerlicher als dies. Ich ziehe den steilen Geissenpfad der bequemsten Stiege vor. Denn das Knie wird bei letzterem Gang zu viel schärferer Muskelspannung und daher zu rascherer Ermüdung gehetzt.

Wir marschieren am rechten Saum der genannten Bergfalte aufwärts. Hier ist die Luft wieder ruhig und weich; die hohen Gebirgsschanzen halten auf beiden Seiten die Windstöße kräftig ab. Durch das Zwielight der Sternennacht erscheint der Altmann kaum Steinwurfweite entfernt. Und doch würde es Stunden kosten, ihn zu erreichen. So täuscht die leichte Höhenluft. Scharf zeichnen sich im Schnee die zackigen Umrisse des dunkelgrauen Gesteins ab, das hier so wirr und grossartig herumliegt, als hätten da Riesen gekegelt und am Ende das Spielzeug ordnungslos liegen lassen. Selbst auf Gebirgszügen von 3 000 und 4 000 Metern Höhe traf ich selten ein so überwältigendes Trümmerfeld an. Das Amen der Steine fiel mir ein. In Wahrheit, welch imposante Predigt von Tod und Verwesung halten diese zerbröckelnden Berggewaltigen!

Je höher es geht, desto mehr Schneefelder treten in Sicht. Vom Lande herauf hätte man meinen mögen, der Säntis wäre völlig schneefrei. Aber in diesen Schat-

tenhalden, wo selbst im heissen Juli den Durstigen noch kleine Gletscherchen und Schnee-Eissterne erwarten, hat jeder Oktober und Novemberregen einige tapfere Schneeballen geworfen. Es hält mitunter schwer, bloss mit dem Eisenspitz über schlüpfrige, schneeüberdachte Plätze wegzukommen. Allein, wir haben uns in den Bündner Bergen an grössere Gefahren gewöhnen müssen und lachen über jeden erzwungenen Kniefall, den wir vor der Majestät des Säntis tun. Im übrigen hielten wir uns stramm an die Gesetze des Bergtouristen, in Prüfung des Terrains, Handhabung des Steckens, Traversierung steiler Felsbänder und im Begehen der sich häufenden Schneefetzen.

Und das war gut, denn wir verloren im Halbdunkel öfter den Weg und ermüdeten erst nach namhaften Irrungen beim letzten Aufstieg in den Pass. Ein einziges Mal kamen wir indessen in Aufregung, als Knirps zum Spass in einen Schneetrichter hinunterstieg und plötzlich mit gut gespielter Schreckensruf vor unseren Augen verschwand. Als wir angstvoll hinabkletterten, unter beständigem Rufen und Locken und Schmeicheln nach Knirps und Knirpschen und herzallerliebstem Knirpfelchen, und als Hans schon Miene machte, das dunkle Steinloch zu untersuchen, tauchte unter höllmässigem Gespött der falsche Kerl aus der Tiefe und weidete sich an unseren langen Gesichtern. Überhaupt ist an Humor und Schalkheit viel verbraucht worden, wie ja männiglich weiss, dass die Laune nirgends so leicht fliegt, wie in der reinen Luft von 2000 Metern über Meer.

Über uns beinahe lotrecht schimmerte die weisse Hotelwand. Der letzte Zickzack da hinauf schien nur noch etliche Sprünge zu kosten und nahm in Wirklichkeit doch noch eine halbe Stunde weg. Sechs, sieben Meter unter dem verlassenen Gasthaus lagerten wir uns bequem in einem felsigen Unterschlupf. Droben zog jedenfalls ein scharfer Wind, dem wir bis zum Sonnenaufgang nicht stand gehalten hätten. Ruhig kauerten wir wie Paschas von mindestens drei Rossschweifen mit überschlagenen Beinen nebeneinander, genossen etwas Kaffee und Cognac und suchten Ost und Süd zu erforschen, woher sich uns im dämmernden Grau des Morgens immer weitere und deutlichere Gebirgsbilder aufrollten. Als der erste bläuliche, dann gelbrote Streifen wie ein blutiger Schnitt am untersten Horizont aufklaffte, als erste Andeutung von den kommenden Naturspielen, da wanderten wir am Wirtshaus vorbei und neben der Wetterstation die Felsstiege empor zum Gipfel. Wirklich fegte ein wütender Wind über den steinnackten Boden und nötigte uns, den Rücken an das kleine, mit allerlei Grümpel gefüllte Häuschen inmitten des Gipfelplateaus anzulehnen. Auch so noch schien der wehende Frost kaum erträglich. Aber welch eine Aussicht!

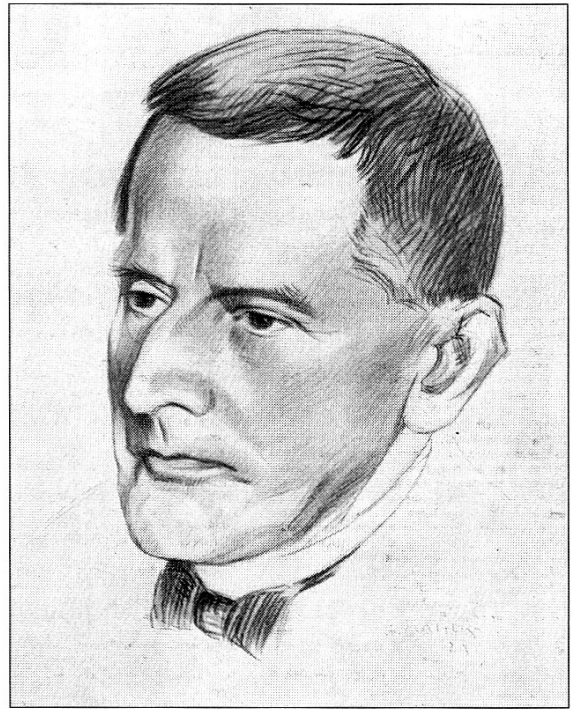
Eine aufgerollte Weltkarte und darüber ein unermesslicher Himmel. Von den zwei Türmen des Münchener Frauendomes, über den ganzen hingestreckten Wasserleib des Bodensees, durch das Massiv der Urschweiz, in die hintersten Kettenzüge der Berner, Walliser Alpen geht eine Querlinie. Die andere beginnt drunten im Elsass, läuft durch den Jura, das Hügel und Mittelland in die Glarner Gräte, drüber hinaus in die tausendgipflige Bergwelt Bündens, Vorarlbergs und Tirols und weiter, wo wie ein Riese der Grossglockner zum schönen Ortler im Süden und zur wuchtigen Bernina über der Marchung fürstlich hinübergrüsst. Ganz nahe stehen

die Churfürsten, hinter deren schattigen Hängen der Walensee aufgähnt. Die Aussicht vom Säntis ist sozusagen eine schrankenlose. Man mag es bedauern, dass kein naher Bergriese seine Gletscher und Abgründe imposant darbietet, wie solche vom Schilthorn und Brienz Rothorn aus, das Auge sättigen. Die eigentlichen Hoheiten der Alpen sind eben zu entlegen. Dafür entschädigt, dass man über ein seltenes Ensemble von schier unentwirrbar ineinandergestossenen Ketten und Gipfeln sieht, daneben aber auch das Hügelland und die weite nordische Ebene sattsam geniessen mag. Hie und da glitzert ein Wasserspiegel, winkt eine schmucke Dorfschaft wie z.B. aus aller Weltstiefe Urnäsch, noch weiter unten Wil, noch weiter die thurgauischen und zürcherischen Landstädtlein herauf. Aus der Ebene zieht und schrumpft es sich zu Falten und Hügeln zusammen, schwellt allmählich in starken Aufbauschungen der Erdrinde an, bildet naive Seitentäler und tiefe Bachtobel, steigt höher und höher, bis es

in steinernen Quadern und Säulen sich zum eigentlichen Berg aufbaut. Wer auf dem Säntis steht, hat das Gefühl, auf dem Grenzstock der Gebirgswelt zu stehen. Denn gegen Mitternacht findet sich keine Erhebung mehr, die auch nur in Drittelshöhe zu ihm aufwächst. Der Säntis ist in gewissem Sinne die letzte Note im erhabenen Bergpsalm der Alpen, der letzte, der sein Haupt über die Höhe des Gemsensprunges und Falkenfluges hinaus in die Wolken ragen lässt.

Immer heller wird es. Die Bänder im Osten lodern wie heisse Brände, violett, rot, gelb, und mit ihnen im Einklang fangen die Eiszinken der Höhenwelt alle zu leuchten und zu lodern an, als ob die Natur ein grosses Feuerwerk abbrennen wolle. Endlich rollt sie herauf in wogenden Goldströmen, die Tagesherrin, die schöne, glühende Sonne! Duftige Wölklein umkräuseln sie, wie zum Beifall hingeworfene rote Rosen vor einer Bühnenheldin. Sie aber, dessen achtlos, rollt majestätisch höher in die aufblauenden Himmelslüfte. Die Schatten in den Tälern zerrinnen, und die vielen Lichtlein erlöschen, die wir vorher überall leuchten sahen und nach deren Ausdehnung und Richtung wir die Ortschaften bestimmt hatten. Kleine, stille Nachtlichtlein waren es gewesen, bei deren Schein tausend Kinder unruhig schliefen, weil sie das Christkind an den letzten Vorkehrungen für die Christbescherung im Hause vermuteten.

Und welche Stille! Die Stille des Winters! Kein Vogelpfiff, keine Herdenglocken, kein Touristengekreisch. Aber auch kein Aufschimmern von bunten Sommerfarben, von saftigen Laubwäldern, sondern alles ähnelt sich in den matten Farben der Verblichenheit. Diese Einfärbigkeit wirkte in der Ebene geradezu überwältigend, grenzenlos. Das geht und schweift hinaus in unbegreifliche Ferne, ohne merkli-



† Heinrich Federer

Orig.-Zeichnung von Gottfried Matter, Zürich (April 1928)

che Abstufung in Ton und Form, und verliert sich mit dem Himmelsrund zuletzt in einerlei Färbung von grau und blau. Nie bin ich der Ahnung, was endlos und ewig sei, inniger bewusst geworden.

Im Süden und Osten freilich deckte das lauterste Schneeweiss die Tausende von Bergrücken und Spitzen. Schnee, Schnee und immer nur Schnee, wie weit du spähest. Selten ein dunkler Felsenriss oder ein aufdämmerndes Menschental dazwischen. Die Luft war hell wie geschliffenes Glas, und wir konnten ohne Mühe Einzelheiten entdecken, die uns der klarste Sommermorgen nie enthüllt hätte. Dem zwickerlosen Hans musste ein Fernrohr und unsere Erklärung, so gut es ging, über den Schaden weghelfen. Aber die Mark und Bein durchschauende Kälte zwang uns nach wenigen Minuten schon, das Schwärmen, Philosophieren und Dozieren mitsamt den blaugefrorenen Händen in die Hosensäcke zu stecken und eine windbeschränkte Halde in der Nähe aufzusuchen. Dort schlürften wir einen, auf eigenem Kochapparat gekochten Tee, assen tüchtig Käse und Appenzeller Semmel und erklommen, nachdem die Sonne höher gestiegen, nochmals den Gipfel. Aber die Bise brauste und pfiß um unsere schlotternden Hosen ärger als vorher. Die Wächter auf der Meteorologischen Station sahen wir mit keinem Auge. Wir hätten den abgeschlossenen Eremiten gerne ein Grüsschen aus dem Lande der Menschen überbracht.

So ging es denn abwärts. Am ersten Unterschlupf berieten wir den Abstieg. Über das Öhrli, die Türm, den Sattel und vom Schäfler zur Ebenalp hinab? Doch bei unserer Verpackung war dieser Weg nicht ratsam, ja sogar halbschmerzhaft. Einen Versuch, gegen das Obertoggenburg hinüberzukommen, gaben wir nicht um der Gefährlichkeit, sondern um der zeitraubenden Erforschung des Terrains willen sehr bald auf. Wir bezweckten ja keine Parforcetour, sondern ein behagliches Wintervergnügen. Das war gelungen. – Ich übergehe den fröhlichen Abstieg nach Meglisalp, das Blumensträusschen, daselbst von sonniger Halde gelesen – man denke am 24. Dezember! –, den muntern Verbleib auf dem Eisboden des Seealpses und das fröhliche Jässlein im Weissbad. Als wir nach Appenzell kamen, hing die Nacht in die Gassen herein, hinter verhangenen Fenstern steckte manch Mütterlein die Christbaumlichter auf, und die Glocken läuteten die heilige Christnacht ein.